„Deutsche Gesellschaft für Mutter- und Kinderrecht. E. V.“. Berlin-Charlottenburg, Dahlmannstraße 25, sind gerne bereit Auskünfte über die Einrichtung der Arbeit auch in anderen Städten zu erteilen.

Der große Aufschwung der Diakonissenarbeit

in Deutschland ergibt sich aus folgenden Zahlen. Vor nicht ganz 60 Jahren gründete Pastor Fliedner in Kaiserswert bei Düsseldorf das erste Diakonissenhaus, aus dem sich die ganze Diakonissenorganisation in Deutschland entwickelte. Sie umfaßt nach der letzten Statistik von 1913 fast 18 000 Schwestern. Hiervon zählt das Kaiserswerter Mutterhaus 1500 Schwestern, das Haus Sarepta in Bethel bei Bielefeld 1400, es folgen Königsberg mit 1000, Dresden mit 800, Hannover mit 700 Schwestern, während Berlin, Breslau, Posen und Karlsruhe je 500 Schwestern zählen. Im ganzen gibt es in Deutschland 55 Mutterhäuser. Doch kommen zu diesen auch noch zahlreiche Mutterhäuser im Ausland hinzu, die gleichfalls dem Zentrum in Kaiserswert angeschlossen sind. In Oesterreich-Ungarn gibt es nur eine evangelische Diakonissenanstalt zu Gallneukirchen bei Linz mit 140 Schwestern, zwei Mutterhäuser in Warsch haben zusammen nur 100 Diakonissen, während in den russischen Ostseeprovinzen 8 Diakonissenhäuser mit zusammen etwa 500 Insassen bestanden. Zu erwähnen sind ferner 9 Mutterhäuser mit 700 in Holland, 4 in den skandinavischen Ländern mit über 1300, 4 deutsch-evangelische in Nord-Amerika mit 200 und 4 schweizerische mit über 1500 Schwestern.

Im gegenwärtigen Krieg haben die Diakonissinnen durch ihre Pflegearbeit auch durch ihnen bereit gestellten Lazarette außerordentlich viel geleistet. Aus ihren Reihen sind auch schon zahlreiche Opfer dahingerafft worden, zumeist an Infektionskrankheiten. Aber auch in feindliche Gefangenschaft sind Diakonissinnen, sowohl im Osten wie im Westen geraten. Bemerkenswert ist fernerhin die Arbeit, die von den Kaiserswerter Diakonissinnen seit Jahren im Orient, und zwar insbesondere in Konstantinopel wie auch in Jerusalem geleistet wird.

Heimatdienst im ersten Kriegsjahr.

Während draußen im Feindesland deutsche Männer todesmutig Wacht halten, um das Vaterland zu schützen, stehen drinnen deutsche Frauen in treuem Bemühen, die schweren Schicksalsschläge, die der Krieg über ihr Vaterland gebracht hat, zu mildern, die Widerstandskraft ihres Volkes zu erhalten und zu festigen. Auch diese im Dienste ihr Heimat stehenden Kämpferinnen verdienen ein Denkmal ihrer Arbeit. Als dieses darf gelten das unter dem Titel „Heimatdienst im ersten Kriegsjahr“ (bei W. G. Teubner, Leipzig) herausgegebene 2. Kriegsjahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine, das eine Zusammenfassung alles dessen bietet, was von den Frauen im ersten Kriegsjahre auf dem Gebiete der sozialen Kriegsfürsorge geleistet wurde. Es redet in reiner Schlichtheit eine eindringliche Sprache von Aufopferungsfähigkeit und stillem Heldenmut und ist gleichzeitig ein hohes Lied auf die Organisationskraft der deutschen Frau. Es berichtet nach einem von Frau Henny Applant bearbeiteten Kapitel: „Organisation und Aufgaben der Kriegsfürsorge in den verschiedenen Städten“ über alle einzelnen Zweige der Kriegsfürsorge; über Erwerbslosen-, Wohnungs- und Verteilungsfürsorge, Beschaffung der Arbeitsstätten, Wöchnerinnen-, Säuglings- und Kinderfürsorge, Fürsorge für Kriegerfrauen und -Waisen, Küchenfürsorge, Kriegsgemäße Lebensweise und Kriegsfürsorge auf dem Lande. Die Ueberschriften über die Kriegsarbeit des Bundes Deutscher Frauenvereine und die verschiedenen Berufs- und Fachverbände bieten Anlaß zu lehrreichen Vergleichen zwischen den Arbeitsmethoden und Hülfseinrichtungen verschiedener Städte und zeigen typische Bilder aus dem Heimatdienst der deutschen Frauen.

Es ist zu erwarten, daß die schöne Gabe des Bundes Deutscher Frauenvereine sowohl der Frauenwelt als auch allen der Kriegsfürsorge Tätigkeitbedürftigen in hohem Maße willkommen sein wird. Es ist ein wertvolles Erinnerungsbuch für alle Zeiten.

Weiße Kleider schaden den Augen der Säuglinge!

In einem Vortrage, den Professor F. A. Woll von der Columbia-Universität auf der Jahresversammlung der Optischen Gesellschaft von Pennsylvanien hielt, machte er darauf aufmerksam, daß es ein Irrtum ist, wenn man für die Kleidung und die Umgebung von Säuglingen nur Vorliebe die weiße Farbe wählt. Nach Professor Woll ist vielmehr die weiße Farbe für ein Kinderzimmer die allerungünstigste. Weiße Kleider, weiße Kinderwagen, weiße Betten, weißer Hausrat, weiße Möbel: all dies ist nach ihm den Augen des Säuglings durchaus schädlich. Diese bedürfen zu ihrer Schonung vielmehr neutraler und dunkler Farben. Professor Woll empfiehlt sowohl für Säuglingskleider wie für die Ausstattung des Kinderzimmers ein helles Braun oder ein Grün-grau. Das sind auch die Farben, die sich nach seiner Erfahrung für die Kleidung der Mutter oder der Amme am besten eignen.

Eine Frau als Nachtwächter

ist seit kurzem in Pribsdorf, Kreis Schwiebelbn, in Vertretung ihres im Felde stehenden Mannes tätig. Sie übt ihr Amt mit Mut, Pflichteifer und Gewissenhaftigkeit aus. Auch die Berliner Wach- und Schließgesellschaft hat sich entschlossen, weibliche Nachtwachbeamte einzustellen, gleichfalls zumeist die Ehefrauen im Felde stehender Beamter. Sie tragen Uniformmantel und Mütze und führen zu ihrem Schutz einen scharfen Wachhund sowie einen Gummiknüppel mit, jedoch sind sie nicht wie die männlichen Wächter mit Revolvern ausgerüstet.

Wie frisierten sich die Römerinnen?

Die Toilette einer Römerin von Stand war ein gar sehr ernsthaftes Ding, und es ist oft geschrieben worden, wie es dabei zuging und welchen Mühsalen dabei die bedienenden Sklavinnen durch eine launische, unbarmherzige Herrin ausgesetzt waren. Selbstverständlich war einer der wichtigsten Teile der Toilette die Frisur, und dank sehr gelehrter Forschungen, deren Ergebnis die im Verlag von Hermann Hillger-Berlin erscheinende illustrierte Halbmonatsschrift „Das Wissen“ zusammenstellt, ist man in der Lage, genau Aufschluß darüber geben zu können, wie sich die Römerinnen frisierten. In den älteren Zeiten Roms machte man beinlig Umstände. Die gewöhnliche Haartracht bestand in einem bloßen Aufrollen der zusammengeschlungenen Haare, die von der Mitte der Stirn in einer Art Wulst um den Kopf herumliefen und mit einem schmalen Bande zusammengehalten wurden. Später teilten berbeiratete Frauen es in schlichte Flechten, während junge Mädchen ihr Haar gelöst tragen, weshalb sie auch eirratae (die Gelockten) hießen. Das Haarband der Frauen war doppelt so breit wie das der Unverheirateten und von weißer Farbe; nur ehrbare weibliche Personen durften es tragen. Später kamen unzählige Arten von Haartrachten auf, und der Dichter Ovid, der darüber in seinem Buche „Die Kunst der Liebe“ spricht, zählt wenigstens acht auf. Dabei gibt er auch Ratschläge, Damen mit langlichem Gesicht empfiehlt er, das Haar über der Stirn glatt auf beiden Seiten herunterzukämmen und dichte Locken über die Ohren fallen zu lassen, als eine Art Cleo de Mérode-Frisur. Damen mit rundlichem Gesicht empfiehlt er, die Ohren freizulassen und oberhalb der Stirn eine kleine Schleife anzubringen. Immerhin blieben unter den verschiedenen Haartrachten, die nach einem zeitgenössischen Ausdruck so zahlreich waren, wie Eicheln am Eichbaume, die zwei Grundarten erhalten. Entweder Locken, die das Brennesseln geschaffen hatte und die durch ein Band von dem übrigen glattgekämmten Haar getrennt waren, oder Zöpfe, die zu die Runde gewunden waren a la Nuffle und mit einer Nadel festgehalten wurden. Manche Damen freilich mischten Locken und Flechten, und das einfache weiße Band gab ehedem (vitta) wurde bald reich geschmückt und mit Perlen geziert. Eine elegante Römerin hatte mindestens drei Personen zur Herstellung ihrer Frisur nötig. Wir reden durchaus nicht von jenen leichtlebigen Personen, die ihr Haar bald gelb, bald rot, bald blau färbten oder sich Goldstaub oder pulverisierten Lapislazuli hineinstreuten, sondern von Damen der Gesellschaft. Auch sie färbten das schwarze Haar, und zwar rot. Rot war modern und schick wie vor nicht gar langer und doch so lang erscheinender Zeit auch bei uns. Gefärbt wurde mit parfümierter heißer Asche und allerlei Tinkturen und zum Teil sehr gefährlichen und der Haut schädlichen Salben. Man muß nämlich wissen, daß in der Herstellung von kosmetischen Mitteln, Parfümen, Essenzen, Bombonen die Römer uns weit voraus waren und mit diesen Dingen auch eine ganz unglaubliche Verschwendung trieben. Sie hatten natürlich auch Puder, aber keine Puderquasten.

Zunächst wurde das Haar gründlich gewaschen, an der Sonne — wir sind ja in Italien — getrocknet und gepudert. Dann wurde das Haar gelockt. Dazu diente ein kleiner runder Eisen mit einem Griff. Nun wurde der ganze Haarwuchs in eine Haube gesteckt. Das besitzt, offen und ehrlich gesagt, ganz genau weiß man nicht, was man sich unter dieser colanica vorzustellen hat. Vielleicht war es gar keine Haube, sondern ein Schleier, vielleicht sogar eine Maske. Waren nur die Mädchen mit dem Brennessel (colanicifrum) fertig, so wurde das Haar von diesen und anderen mit aromatisierten Salben oder sonstigen Flüssigkeiten behandelt, freilich in einer uns sehr unappetitlich erscheinenden Weise. Die Sklavin nahm die Masse in den Mund und ließ sie in einem feinen Strahlregen auf das Haar der Herrin niederspritzen. Erst, der Arzt der Kaiserin Glotina, zählt 25 Arten solcher Salben auf und wie verschieden nun, wenn der boshafte Martialis der Galla vorwirft, sie duftete wie ein „Parfümeur“ Cosmus, der also damals sehr bekannt gewesen zu sein scheint, und unnatant hinzufügt, daß Galla nicht bläßlich mache; wenn er wolle, könne sein Hund ebenso duften.

Nun war das Haar hübsch rot, und jetzt kam eine Sklavin an die Reihe, welche das Haar in Flechten legte und daraus eine Art Schleife, die, von der Lippe ebene, oder Nest machte. Dieses Nest wurde kunstvoll von einer Nadel, der Kunsthistoriker Winckelmann nennt sie Nesinadel, zusammengehalten. Statt Nest sagen wir heutzutage wohl auch Knoten, aber das erste Wort ist feiner und hübscher. Mit den Haarnadeln wurde gewaltiger Luxus betrieben; sie waren oft aus Edelmetall gearbeitet und mit Edelsteinen geschmückt. Die Köpfe waren mitunter prächtige kleine Kunstwerke. Uebrigens waren sie sehr lang. Eine Nadel mußte den ganzen Knoten festhalten, und wenn sie an ihren Platz gebracht war, dann kam die eigentliche Frisierin, eine Künstlerin, die mindestens drei Monate lang einen Kursus in ihrer Kunst genommen haben mußte, und legte der Herrin den Nimbus an. Wir verstehen heutzutage unter Nimbus einen Heiligenschein; damals aber bedeutete es eine Binde oder ein um die Stirn gelegtes Diadem. Er hatte den Zweck, die Stirn niedriger erscheinen zu lassen, und statuarie wurde der Kaiserinnen so eingerichtet waren, daß man den marmornen Haarschmuck abnehmen und durch einen neuen ersetzen konnte.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 2 — **Halle, Sonntag, den 9. Januar** — **1916**

Flinke Füße, treue Hände,
Wahrer Mund und rüst'ger Fleiß;
Wer die vier vereinigt fände,
Hätte aller Diener Preis.

Der Ordonnanzoffizier.

Skizze von Curt Kühns.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant Langbeld saß, den Kopf in die Hand gestützt, vor seinem Fernsprechapparat, den Hörer am Ohr, Papier und Feder vor sich, und sah gedankenvoll zum Fenster hinaus. Draußen lagen die niederen, unsauberen Häuser der russischen Kleinstadt, zum Teil leer mit kahlen Fensterhöhlen, in langweiliger Zeile; auf der breiten, nur zum Teil gepflasterten Straße herrschte kriegerisches Leben: eine Trainkolonne fuhr hinaus zu den Truppen mit ratternden Rädern, daß die Fensterscheiben leise klirrten; eine Ulanenpatrouille ritt im schlanken Trab an dem schwerfälligen Fuhrwerk vorbei; dort hinten marschierte eine Landwehrkompagnie mit klingendem Spiel, — entgegen dem Strom aber rollte mit sausenden Rädern eine Ambulanz, und alle, alle Roten Kreuz; sie brachten Verwundete vom Gefechtsfeld.

Leutnant Langbeld biß sich auf die Lippen, mit gerunzelter Stirn, unmutig, verstimmt. Er als ehemaliger Herrenreiter hatte sich den Krieg anders gedacht, vollends als er zu seinem höchsten Stolz als Ordonnanzoffizier zu einem höheren Stabe kommandiert worden: Abjutantenritte durch den grauenden Morgen, phantasievolle Eindrücke großer Schlachten. Nichts von alledem: hier saß er in dem düsteren, weitläufigen russischen Amtsgebäude mit seiner dumpfen muffigen Zimmerluft, Tag für Tag, den Hörer am Ohr; sein Stift flog über das Papier, Meldung um Meldung, eine wichtiger als die andere. Eine nervenzerreibende Tätigkeit! Zuweilen, ganz selten fuhr er mit seinem General hinaus zu einem Beobachtungsstand, um einen Blick durch das Scherenfernrohr zu tun. Das war alles. Poesielos war der moderne Krieg, nervenquälend, dabei anstrengender, als irgendeine körperliche Anstrengung je sein konnte. Ach! Er sehnte sich zurück zu den Herzen zur Front, zu seinen Pferden, wieder einmal nach einem sausenden Ritt über die freie Heide.

Wieder schlug der Apparat an: Meldung vom Regiment X, Meldung vom Artillerieobachtungsstand, vom Vorpostenkommandeur, so ging's in fünfmeinwirrenden Durcheinander.

Mit stummen erschöpft legte Leutnant Langbeld die Feder aus der Hand, als die Klingel endlich schwieg. Nein! Er hielt dies Leben nicht mehr aus, er wollte den oft überlegten Schritt endlich ausführen: sich zur Front zurückmelden.

Der dicke Schlieben trat ein von den X-Grenadieren und wollte ihn von seinem Dienste ab. Der mochte eher dazu taugen, er war ein gelehrter Mann, Verfasser kriegsgeschichtlicher Werke; aber, der junge Reiteroffizier, verkümmerte in dieser Schreibstubenluft.

Kurz entschlossen klopfte er an die Tür des Nebenzimmers und trat ein. Auf dem großen Tisch in der Mitte lag die Karte ausgebreitet, auf der mit Fähnchen die Stellungen der Truppen abgesteckt waren. Hier arbeitete, in seine Pläne so versunken, daß er aus den Eintreten des jungen Offiziers ganz überhörte, der General. Leutnant Langbeld mußte noch einmal leise die Hacken zusammenschlagen, ehe der Kommandeur von seiner Karte aufsah und seine großen, heilgrauen Augen auf ihn richtete.

„Verzeihung, Exzellenz, höre ich“, fragte Langbeld.

„Duraus nicht“, versetzte der General freundlich in aufgeräumter Stimmung. „Wir haben den Rugbankaabschnitt erreicht, es ist für heute nicht mehr viel zu erwarten.“

Leutnant Langbeld räusperte sich. „Exzellenz berichten“, versetzte er in dienstlicher Haltung, „ich wollte mich wieder zur Front melden.“

Einen Augenblick musterte ihn der General, dann nickte er leicht mit dem Kopfe. „Zuviel Stubenluft“, erwiderte er, „was? Zuviel Fernsprecherklingelei. Keine Arbeit für den Säbel.“

„Jawohl, Exzellenz!“ erwiderte Langbeld mit einem freudigen Aufblühen in den Augen.

„Tut mir leid“, versetzte der General. „Zum Vergnügen führen wir nicht Krieg. Jeder steht auf seinem Posten — nicht wahr? Sie sind auf dem Ihren eingearbeitet — Sie bleiben beim Stab.“

Ein kurzes Neigen des Kopfes, und der General beugte sich wieder über seine Karte. Langbeld schlug abermals leicht die Hacken zusammen, keine Miene zuckte in seinem Gesicht, und verließ das Zimmer.

Also es war nichts mit dem freien Reiten über die Heide! Er mußte sich fügen, weiter seinen Dienst tun. Ja, war nicht aber das, was ihm der General geantwortet, im höchsten Grade ehrend für ihn? War nicht sein Dienst der ehrenvollste, der wichtigste, den es gab? Lesen nicht fast alle Meldungen durch seine Hand? Er hatte sie zu sichten, die verstümmelten zu ergänzen. Eine falsche Auffassung seinerseits konnte eine unendliche Verwirrung anrichten. Er arbeitete gewissermaßen als einer der Nervenfäden dieses ungeheuren Heereskörpers — Hunderte hätten sich um seinen Posten gerissen. Wie oft hatte er sich das gesagt. Aber er war nun einmal ein komischer Kerl, nach der alten Schule meinetwegen. Er beneidete den Trainoffizier dort, der sonnenverbrannt auf abgetriebenem Gaule hinter seiner Kolonne trabte, nun erst den Patrouillenfuhrer, der bis in die feindliche Stellung hineinritt. Und setzet ihr nicht das Leben ein, — eben dies letzte und höchste Opfer zu bringen war ihm versagt, mochte alles andere sein, wie es wollte. Das war der Stachel, der an ihm traß.

Er hatte indes das Amtsgebäude verlassen und schritt die Straße hinab. In einem der kleinen, elenden Häuser am Markt war eine Wirtschaft offen; „Café“ stand auf dem bunt bemalten, aber nachgedunkelten und brüchig gewordenen Schild. Was sollte man anders machen, als seinen Aerger und sein Leid hinunterspülen? Langbeld trat ein: ein finsterer Raum, an den blinden Scheiben wimmelte es von Fliegen; in der Ecke stand der Schenktisch, bedeckt mit Flaschen und unsauberen Gläsern. Einige kleine Marmortische mit abgeschlagenen Ecken, ein verblichenes Sofa und mehrere abgenutzte Polsterstühle erinnerten an den Glanz vergangener Tage.

Ein dürftiger kleiner Kellnerjunge trat ein, Langbeld bestellte eine halbe Flasche Roten; es war ein feuriger, schwerer Bordeaux, besser als man ihn hier erwartet hätte. Langbeld schenkte sich ein: prost, alter Junge! Wozu Trübsal blasen? Was nicht ist, ist nicht. Seine armen Pferde standen sich im Stall die Beine steif, und er erreichte dasselbe an seinem Schreibtisch; es war so ganz egal. Was tat eben, was Pflicht war. Mannesnacht, Selbstzucht — das war die tragende Säule, das Rückgrat aller militärischen Erziehung. Basta! Prost!

Da flog die Tür auf, ganz außer Atem stürzte der Gefreite Birnemann herein. „Herr Leutnant möchten sofort zum Herrn General kommen“, meldete er leise. „Ich suche Herrn Leutnant schon durch die ganze Stadt.“

„Schön!“ versetzte Langbeld und trank seinen Wein aus.

Der General saß noch immer vor seinem Kartentisch. „Ein Durchbruchsversuch gemeldet“, sagte er kurz. „Sie gehen auf den Beobachtungsstand 3. Ich selbst befinde mich auf dem Beobachtungsstand 5.“

Langbeld schlug kurz die Hacken zusammen, steckte eilig Karten, Notizblock, Krokis zu sich, warf den grauen Kragenmantel um und sprang die Stufen hinab.

Der Führer des unten haltenden Kraftwagens kurbelte seinen Motor an, sprang auf den Führersitz, und davon rollte das Fuhrwerk.

In fliegender Fahrt ging es dahin, außerhalb des eigentlichen Weges, auf dem von Trainkolonnen glatt gewalzten Lehmboden der Stoppelfelder. Die Sonne sank im Westen, gerade über dem Dickicht eines sumpfigen Erlengehölzes.

Der Weg bog auf den Wald zu; eine kleine Holzbrücke überspannte den breiten Graben, auf dem das Abendrot sich mit flimmernden Farben vom tief leuchtenden Goldton bis zum zartesten Mattgelb spiegelte.

Mit der laufenden Fahrt war's damit vorüber; tief ausgefahrene Gleise, mächtige Wurzelknorren, große, offene Wasserlachen, durch die die Räder bis zur Achse gingen, boten dem Wagen schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Der Motor puffte und keuchte, und mit federnden Achsen sprang der Wagen, oft dicht am Umschlagen, über Stock und Stein.

Langbeld atmete in tiefen Zügen die frische, herbe Luft, die aus Wald und Wasser aufstieg. Da — ein besonders heftiger Stoß — das Fahrzeug saß fest.

Langbeld stieg aus. „Werde zu Fuß vorausgehen“, sagte er zu den beiden Fahrern, die sich um die Maschine bemühten. „Kommen Sie nach“.

Der junge Offizier schritt scharf aus; da hörte er dumpfes Donnerrollen, aha! Die Kanonade begann. Er beeilte unwillkürlich seine Schritte. An einer Wegbiegung sah er eine Munitionskolonne vor sich; sie hatte dasselbe Schicksal getroffen, wie seinen Kraftwagen. Er legte die Strecke bis hierhin im Laufschritt zurück. „Ein Pferd, bitte!“ wandte er sich an den Führer. Ein solches wurde ihm vorgeführt, im nächsten Augenblick saß Langbeld im Sattel und trabte davon.

Nach kurzem Ritt hielt er am Beobachtungsstand.

Langbeld saß ab, übergab sein Pferd einem Mann der Wache und erstieg die Leiter, die an einer alten Eiche lehnte.

Oben nahm Langbeld vor dem Scherenfernrohr Platz. Er sah weit über die Waldwipfel hinüber, riesigen Sumpfgebiets. Jenseits lag offenes Land. Ein Dorf sah er, mit seinen weit verstreuten Gehöften und dem hohen Ziehbrunnen; die Kirche, mit den Zwiebelhauben ihrer kleinen Kuppeln in hohen Bäumen verdeckt.

Da löste sich aus dem Grau der Feldmark eine bewegliche Linie, eine zweite, eine dritte, und alle schoben sie sich wie ein friedendes Ameisenfestum vor. Langbeld griff zum Fernsprecher und meldete seinem General das Vorgehen der Feinde.

„Unmöglich!“ klang die Stimme des Generals zurück. „Das Dorf ist vom Feinde frei gemeldet“.

Gedenktage der Woche.

9. Jan. 1873 † Napoleon III. (* 1808).
1878 Das türk. Heer von den Russen am Schipkapaß gefangen genommen.
1908 † Der Dichter Wilhelm Busch (* 1832).

10. Jan. 1778 † Naturforscher Karl v. Linné (* 1707).
1871 Sieg der Deutschen bei Le Mans.
1890 † Der Theolog Döllinger in München (* 1799).

11. Jan. 1904 Ausbruch des Herero-Aufstandes in Südwestafrika.

12. Jan. 1746 * Heinrich Pestalozzi in Zürich († 1827).
1829 † Friedrich von Schlegel in Dresden († 1772).

13. Jan. 1814 Entfernung Wittensbergs durch die Preußen unter Tauentzien.
1915 Niederlage der Franzosen bei Soissons.

14. Jan. 1890 † Der Dichter Karl Gerok in Stuttgart († 1815).
1915 Fehr. von Burian wird an Stelle des Grafen Berchtold Minister des Aeußern in Oesterreich.

15. Jan. 1622 * Molière († 1673).
1791 * Grillparzer († 1872).
1871 Werder schlägt die Franzosen an der Bisaine.
1909 † Ernst v. Wildenbruch (* 1845).

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 1:
„Neue Siege“.

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Prämie 1: „Der gute Ton“, von Dr. Franz Albrecht, geb.,
entfiel auf Hermann Schlricke, hier.

Prämie 2: „Zwei Welten“, von Otto Ruppius,
entfiel auf Kurt Sturm, Ammendorf.

Prämie 3.: Schwabs Deutsche Volksbücher, 4 Bde.,
entfiel auf Alfred Köter, hier.

Buchstabenrätsel.

Durchtobt von des Krieges grauser Gewalt,
Mußt beugen der deutschen Kraft sich bald.

Ein Leichen gesendet: ihr Heim ist das Meer,
Als nahrhafte Speise schätzt man sie sehr.

Prämie: „Aus großer Zeit“ von Rich. Zoozmann, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntagsnummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von J. Ernst.

Weiß.
Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 52.
Dreizüger von A. Urfic.

1. Db6—b1 1. Tb6 n. b4
2. Sd5—e3+ 2. Kf5—f6
3. g7—g8S matt.

Auf 1..., Le2 n. b1 folgt 2. Kb6—b5 usw.; auf 1..., Kf5—e4 2. Dbl—g1 usw.; auf 1..., Sa2 n. c3 2. Dbl—f1+ usw.; auf 1..., Le2—d3 2. Kb6—b5 usw. Anderes ähnlich.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Druck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Glieser, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19160109017/fragment/page=0001

Langheld schraubte das Glas fester ein: die fernen erdgrauen Massen verschwanden fast im Boden, und dennoch erkannte er sie — sie bewegten sich auf die eigene Front zu. Es war kein Zweifel mehr.

Langheld klingelte, nervös, erregt. „Der Angriff mindestens einer ganzen Division erfolgt von dort aus!" rief er zurück.

„Sind Sie Ihrer Sache auch ganz sicher?" erwiderte die ruhige Stimme des Generals. „Uns ist ein Angriff der Russen auf unsern linken Flügel gemeldet. Dort haben wir unsere ganze Macht versammelt. Ihre Meldung wirft unsere ganze Aufstellung um."

Es lief Langheld heiß und kalt über den Rücken. Eine ungeheure Verantwortung lag auf ihm. Wenn auf seine Meldung hin die ganze Aufstellung umgeändert wurde, die ganzen Reserven auf den rechten Flügel in Marsch gesetzt wurden — und er hatte sich geirrt, der Angriff erfolgte doch von links — so war die Stellung verloren — er hatte sie verloren!

Ruhig Blut! Er konnte sich nur an das halten, was er sah. — Er schaltete alle anderen Gedanken aus und spähte durch das Glas, daß ihn die Augen schmerzten. Näher schoben sich die Linien im Abendgrauen; er schätzte die Abstände, die Stärke der Verbände: ein Korps war's sicher. Aber waren es auch wirklich Feinde? Nicht die eigenen Truppen der Nachbararmee? Dabei sank der Abend, die Dunkelheit wuchs. Ein rettender Gedanke: Er rief den Artilleriekommandeur an. Sofort stiegen bei einer unweit liegenden Haubitzenabteilung Leuchtkugeln auf, fuhren wie feurige Raketen durch den dunklen Himmel, und sekundenlang floß ein grelles Licht über Wälder und Felder. Russen, kein Zweifel!

„Angriff in Stärke eines Korps aus der Richtung von Sofanowice!" meldete er seinem General.

„Gut!" klang es zurück. Bald darauf kamen die Befehle, die die Hauptmacht auf den rechten Flügel riefen.

Langheld saß auf der kleinen Plattform, hoch in den Zweigen seiner Eiche. Sein Herz schlug ihm an die Rippen. Wenn er sich nun doch getäuscht hatte! Der einzige Blick war zu kurz gewesen. Aber er hatte doch gesehen, was er gesehen hatte. Was in aller Welt sollte er denn tun, als melden, was er sah?

Indes waren die Massen der Angreifer in den Wäldern verschwunden. Auch die eigenen Truppen. Es konnte stundenlang dauern, ehe sie aufeinander stießen.

Und es dauerte Stunden. Die Nacht ging hin. Langheld saß auf seinem stillen Beobachtungsposten; er fühlte nicht die Kälte der Herbstnacht, nicht den Schauer, den die feuchten Nebelschwaden erzeugten.

Ein mäßiges Gewehrfeuer rollte durch die Nacht, langsam, hinhaltend.

Der Morgen graute, kalt, trübe. Langheld war so erschöpft, so übererregt, daß ihm alles gleich war oder zu werden anfing. Da fiel ihm ein, daß er noch einen Schluck Kognak bei sich hatte, eine Liebesgabe seiner Frau! Wie ein mildes, freundliches Licht fiel plötzlich der Gedanke an sein Weib, an sein kleines Töchterchen in seine Seele. Er trank. Das gab Mut, frischen Humor. Er hatte ihn nötig, bei der zentnerschweren Verantwortung, die auf seinen Schultern lag. Er spähte wieder durch das Glas, angestrengt: nichts war zu sehen, nichts rührte sich in den meilenweiten Wäldern. Auch der ferne Kanonenbonner schwieg.

Da brüllten plötzlich alle Feuerschlünde der Geschütze los, das Gewehrfeuer puckerte auf, in langer Linie durch die morgenstillen Wälder, Schrapnells flogen in grauen Wolken über die Waldwipfel — die Hölle war losgelassen.

Tritte knarrten die Leiter herauf. Der General stand neben Langheld.

„Sie haben eine gute Meldung gemacht", sagte er mit einem freundlichen Augenzwinkern. „Die ganze Hauptmacht des Feindes war auf unsern rechten Flügel angesetzt."

Langheld reckte sich zusammen, ein freudiger Stolz blitzte aus seinen Augen.

Am Spätnachmittag fuhr der General mit seinem Ordonnanzoffizier im selben Auto in gemütlicher Fahrt heim. Von fern knallte und knatterte noch das Feuer, doch schwächer, immer mehr abflauend. Der Sieg war erfochten.

„Uebrigens", fragte der General, „wie steht's? Sie hatten Ihre Auflösung gewünscht?"

„Exzellenz", versetzte Langheld mit Laune, „ich habe plötzlich solche Vorliebe für Fernsprechanlagen und Fernsprechgelen in mir entdeckt, daß —"

Er vollendete den Satz nicht. Der General erwiderte nichts. Er lächelte.

Die Wette.

Jagdhumoreske von Fritz Slowronnek.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe Sie zu mir bestellt", sagte der Forstmeister Wolf zu dem vor ihm stehenden Forstaufseher Heidenreich, „um Ihnen drei sehr erfreuliche Dinge zu verkünden. Der Jagdschutzverein hat Ihnen für die bei der Ergreifung des Wilddiebs Mantosk bewiesene Unerschrockenheit diesen prächtigen Hirschfänger verliehen. Aus dem gleichen Anlaß hat Ihnen die Regierung eine Prämie von hundert Mark bewilligt und, was Ihnen wohl am wichtigsten sein wird, den Heiratskonsens erteilt".

Mit trübseliger Miene nahm der junge Grünrock die schöne Waffe und das amtliche Schreiben in Empfang. Verwundert sah ihn der alte Herr an. „Was ist denn mit Ihnen los? Freuen Sie sich gar nicht?"

„Ach ja, Herr Forstmeister, ich habe ja alle Ursache dazu. Blos der Heiratskonsens nützt mir nichts mehr."

„Was, Sie haben sich einen Korb geholt?"

„Nein, meine Braut will schon, aber der Vormund will nicht."

„Was ist das für ein Kerl?"

„Ihr Nachbar und Freund, Herr Gutsbesitzer Winchenbach."

Der alte Herr nickte bedächtig. „So, die Emma wollten Sie ihm wegholen! Das wundert mich gar nicht, daß er nein sagt. Er hat das Mädel erzogen, um an ihr eine Stütze für sein Alter zu haben."

„Das hat er mir auch gesagt, Herr Forstmeister. Das ist aber blos krasser Egoismus. Vielleicht, wenn Sie für uns ein gutes Wort einlegen möchten?"

„Wird wohl nicht viel helfen," erwiderte der alte Herr achselzuckend. „Der gute Winchenbach befindet sich jetzt unter der liebevollen Obhut seiner Nichte wie im Himmel und denkt gar nicht daran, sie gegen eine gemietete Person auszutauschen."

„Na, dann danke ich Ihnen gehorsamst, Herr Forstmeister, dann muß ich eben noch drei Jahre warten, bis meine Braut mündig wird."

Einige Tage darauf saßen die beiden alten Freunde in der Stadt gemütlich bei einer Flasche Rotwein zusammen. Der Gutsbesitzer hatte sich bei einem Geschäftsabschluß geärgert und war in trübiger Stimmung. „Ja, und zu Hause auch nichts wie Aerger. Die Emma heult den ganzen Tag ... ach so, das weißt du noch nicht. Dein Günstling, der Heidenreich, will mir das Mädel wegfischen. Na, ich habe ihn ordentlich auf den Trab gebracht."

„Das ist allerdings von deinem Standpunkt aus wenig erfreulich. Aber darauf mußt du doch immer gefaßt sein, daß die Emma mal heiraten will."

„Das soll sie nun, wenn sie mündig ist, bis dahin schreibt Kantus nichts davon an die Eltern."

Der Forstmeister, der sich in diesem Augenblick nichts von einer Fürbitte versprach, brach das Gespräch ab. „Hast du schon einen Bock geschossen, Winchenbach?"

„Einen fröhlichen Gabler", erwiderte der Gutsbesitzer pertzigt. „Seitdem ihr die schönen Kunstwiesen mit Klee und Timotheum in der Forst eingerichtet habt, läßt sich kein Bock mehr auf dem Feld blicken. Am liebsten möchte ich dir ein paar vor der Nase wegholen."

„Du, das würde dir schlecht bekommen", erwiderte der Grünrock lachend. „Der Heidenreich greift dich beim ersten Mal, das ist ein Denweiskerl."

„Mich greifen? ... Das käme auf den Versuch an. Wollen wir wetten, daß ich dir drei Böcke aus dem Revier hole, ohne abgefaßt zu werden? Selbstverständlich dürftest du keine Beamten nicht auf mich aufmerksam machen."

„Das ist nicht gut möglich, alter Freund."

„Weshalb nicht? Ich so, du glaubst auch, daß ich die Wette gewinnen würde."

„Darauf ist kein Gedanke. Nur du könntest dir Unannehmlichkeiten zuziehen, weil ich dich auf Grund der Wette nicht in Schutz nehmen kann."

Der Grünrock hatte seinen Freund richtig beurteilt, daß er sich durch den Widerspruch nur noch fester in seine Idee verbohren würde.

„Das ist meine Sache. Also: ich hole dir drei Böcke aus der Forst. Werde ich abgefaßt, zahle ich die Strafe und für jeden Bock noch extra drei blaue Lappen. Gewinne ich, gibst du ein solennes Frühstück für alle deine Beamten, bei dem du die Ursache der Festlichkeit bekannt zu geben hast."

„Mit der letzten Bedingung bin ich einverstanden", erwiderte der Forstmeister ruhig, „mit der anderen nicht. Dein Günstling bin ich leicht weg. Dein Risiko muß größer sein. Wirst du abgefaßt, dann mußt du dem Heidenreich seine Nichte geben."

„Das könnte dir so passen ... Dein Günstling bekommt einen Wink."

„Winchenbach, sich nach deinen Worten. Das wäre unehrlich vor mir gehandelt."

„Na, ja, ich verstehe es ein, nimm es nicht übel."

Der Forstmeister hob sein Glas und stieß mit ihm an. „Wollen die Geschichte fallen lassen. Der Einsatz ist zu ungleich. Meine Grünröcke kennen dich als meinen intimsten Freund, du hast bei der Einrichtung der Wiesen mit Rat und Tat gespielt, du führst oft in der Forst spazieren ... kein Mensch hat dich im Verdacht, daß du wildern fährst ... da sind drei blaue Lappen zu wenig."

„Na denn tausend Mark für jeden Bock."

„Nein, nein, mein alter Junge, das ist für dich ein Aufwaschen. Du traust dich gehn nicht, etwas Ernsthaftes zu riskieren. Ich soll ein Fest zur Verherrlichung unserer Blamage geben und du willst die Sache mit Geld abmachen. Nein: Einsatz gegen Einsatz."

„Abgemacht, Basta! In vier Wochen feiern wir bei dir den dritten Bock."

„Oder Verlobung," erwiderte der Forstmeister trocken. Er glaubte sich auf seine Grünröcke verlassen zu dürfen. Als der Mantosk in der Forst zu wildern begann, hatte er die Einrichtung getroffen, daß jeder Schuß registriert werden mußte. Das hatte sich sehr bewährt und bewährte sich auch in diesem Fall. Schon nach wenigen Tagen hatte er die Meldung, daß ein Kugelschuß gefallen war, der nicht aus der Büchse eines Grünrocks herrührte. Gegen Abend kam Winchenbach mit einem strammen Bock angeschleppt und lieferte ihn auf der Oberförsterei ab.

„Ich mache dich darauf aufmerksam", sagte ihm der Forstmeister, „daß dein Schuß gemeldet worden ist und daß du infolgedessen mit einer sehr verschärften Aufsicht zu rechnen hast".

Lachend gab Winchenbach zur Antwort, daß er sich danach richten und trotzdem nur kapitale Scherzböcke schießen würde. Der erste Erfolg versetzte ihn in eine so vergnügte Stimmung, daß er abends zu Hause mehrere Gläser Grog trank, vor seiner Nichte große Reden führte und alle Grünröcke für Schlafmützen erklärte. Er würde sie alle in den Sack stecken.

Emma verstand zwar nicht, was er damit meinte, aber es gab ihr doch zu denken. Weshalb fuhr ihr Onkel jetzt jeden Morgen mit der Pürschbüchse in die Forst? Um einen Bock zu wildern? Nein, das konnte sie ihm nicht zutrauen. Aber einen Bock, mußte die Sache doch haben. Am nächsten Morgen kam Winchenbach schon vor Tau und Tag weg und kam nach zwei Stunden mit einem strammen Bock wieder, den er geschossen hatte.

„Ludwig", rief er seinem alten Kutscher zu, „das ist Nummer zwei. Du kannst nicht ausspannen, wir fahren gleich nachher zur Oberförsterei, ich will blos n' Happen frühstücken. Kommst auch allein hinfahren, ich will den Forstmeister nicht mehr ärgern, als notwendig ist, bestell blos n' Gruß von mir."

Eine Stunde später kam Ludwig in die Küche, um zu frühstücken. Emma empfing ihn mit seinem Leibgericht, einer Schüssel aufgewärmten Hilgerbartsch. Sogar frische Pellkartoffeln hatte sie ihm dazu gekocht und ein großes Glas Kornus eingegossen. Schmunzelnd nahm er seine Mütze ab und setzte sich an den Tisch. Ehe er zum Löffel griff, verbesserte er den Korn. „Dannerslichtung, Fräuleinchen, der ist gut. Der geht so wie Feuer bis zum Magen runter."

„Zur Belohnung für den zweiten Bock, Ludwig. Wo habt Ihr den geschossen?"

„Gleich bei der zweiten Wiese. Wir mußten blos so lange warten, bis der Heidenreich wegging. Der hat mit dem Herrn so lange geredet. Na, Sie können sich wohl denken, von wem er geredet hat. Der Herr könnt' auch wirklich ein Einsehen haben und ja sagen."

„Weshalb habt Ihr denn gewartet, bis der Heidenreich weggeht?"

„Ja ... nei, Fräuleinchen, das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen."

„So? Und weshalb soll sich denn der Forstmeister darüber ärgern, wenn Ihr ihm doch jeden Bock hinbringt?"

„Ach Gott, Emmachen", erwiderte der Alte in sichtlicher Verlegenheit, „das darf ich wirklich nicht sagen."

„Mir darfst du das nicht sagen? Ich bin doch lieber mir."

„Das schon ... aberst ... nei, fragen Sie lieber mich."

„Ludwig, ich habe dich drei Jahre gefüttert, als wenn ich dich heiraten wollte. Das wird sofort aufhören, wenn du nicht aufrichtig zu mir bist. Du kriegst keins deiner Lieberichte mehr, wenn du darauf noch sauren Kumst und Stint, und der Korn wird auch anders werden, weniger und dünner. Du nimm noch einen zum Abgewöhnen."

Der Alte hatte den Löffel weggelegt, um sich hinter dem Ohr zu kratzen. Emma sahte frisch nach. „Du kriegst zu jedem Frühstück und Vesper zwei von diesem Korn, wenn du mir die Wahrheit sagst. Versuch mal, wie der schmeckt."

Zögernd streckte Ludwig die Hand aus. „Er schmeckt schon ... aberst ... wenn der Herr das erfährt ..."

„Ich gebe dir die Hand darauf, daß er nichts erfährt ... mein Wort gebe ich dir. Nun trink mal aus, dann fassst du noch einen hinein."

„Die Verlobung war ihm zu stark. „Na, denn will ich schon sagen, Emmachen. Wir haben mit dem Forstmeister gewettet, daß wir ihm drei Böcke wegholen, ohne daß wir dabei abgefaßt werde."

„Und um was geht denn die Wette?"

Diesmal stand auf dem Gesicht des Alten deutlich zu lesen, daß er es wirklich nicht wußte. Er zog die Schultern hoch. „Um ganz was Dolles, was sich gar nicht mit Geld abmachen läßt. Aberst das hat mir der Herr nicht gesagt."

„Das ist Euer ganzes Geheimnis?" erwiderte das junge Mädchen wegwerfend. „Das hätte mir auch der Onkel sagen können." Innerlich war Emma nicht so gleichgültig, und ihre Hand zitterte, als sie dem Alten den versprochenen Korn eingab, denn in ihr war ein heftiger Streit zwischen Pflicht und Neigung ausgebrochen ... Sie brauchte blos ihrem Bräutigam einen Wink zu geben, dann fahte er sicher den Onkel mit dem dritten Bock ab. Und weshalb sollte sie es nicht tun? Aus Dankbarkeit gegen den Onkel, der sich aus kleinlich egoistischen Gründen gegen ihre Heirat sträubte?

Eine dunkle Ahnung hing in ihr auf, als könnte diese merkwürdige Wette etwas mit ihrer Person und ihrer Zukunft zu tun haben. Aber wie? Lange sann sie hin und her, bis sie zu dem Entschluß kam, ihren Verlobten davon zu benachrichtigen.

In dem jungen Grünrock war bereits ein Verdacht gegen den Gutsbesitzer aufgestiegen. Er hatte am Morgen den Schuß gehört, kaum eine halbe Stunde später, nachdem er sich von Winchenbach getrennt, den er nachmals aus vollem Herzen um seine Zustimmung zu der Heirat oder wenigstens zu der Verlobung gebeten hatte. Sofort war er spornstreichs zurückgegangen, aber zu spät gekommen. Ohne Mühe hatte er den Anschuß gefunden und festgestellt, daß ein Reh auf der Wiese geschossen und bis zum Wege geschleppt worden war, wo ihm eine frische Wagenspur verriet, wie es weggeschafft worden war.

Jetzt brachte ihm das kurze Wiesichen seiner Vorbilder die Bestätigung seines Verdachtes. Um Vesperzeit schwang er sich auf sein Rad und fuhr bis an den Waldrand, wo er sich dem Gut gegenüber in den Grenzgraben auf die Lauer legte. Gewiß Ausdauer sollte auf eine harte Probe gestellt werden, denn Winchenbach hatte es mit dem dritten Bock gar nicht so eilig. Er hielt es für geraten, erst einige Zeit verstreichen zu lassen, bis die Aufregung unter den Grünröcken über die beiden Böcke sich etwas gelegt haben würde. Erst am dritten Tage fuhr er in den Wald, doch ohne Gewehr.

An der ersten Wiese traf er den Förster, der das Revier verwaltete, nahm ihn auf den Wagen und fuhr mit ihm das ganze Tal ab am sich, wie heute, zu überzeugen, ob nicht irgendwo die bessernde Hand angelegt wäre. Er fand auch einige Stellen, wo der Klee nicht aufgegangen war. Daß Heidenreich dem Wagen vorsichtig folgte, ahnte er nicht. Sein Verdacht hieß sich so leicht nicht einschläfern, obwohl er noch zweimal vergeblich hinter ihm herfuhr.

Der junge Grünrock war auch der Einzige, von dem Winchenbach etwas befürchtete. Um ganz sicher zu sein, teilte er seiner Nichte immer vorher mit, wenn er in den Wald spazieren fahren würde, und lud sie ein, mitzukommen. Wenn sie sich weigerte, konnte er doch nicht mit Sicherheit annehmen, daß der beiden Verliebten die Gelegenheit zu einem Stelldichein wohrnehmen würden.

„Heute wollen wir uns den Dritten holen", sagte er wohlgemut zu seinem alten Kutscher, als sie gegen Abend nach einem starken Gewitterregen wegfuhren. Das Wild war bereits auf die Lichtungen getreten. Hier und dort stand ein Sprung Rehe, auch ein ganz guter Bock war dabei, aber nicht der hat mit dem Herrn so lange geredet. Na, Sie können sich wohl denken, von wem er geredet hat. Der Herr könnt' auch wirklich ein Einsehen haben und ja sagen."

„Weshalb habt Ihr denn gewartet, bis der Heidenreich weggeht?"

„Ja ... nei, Fräuleinchen, das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen."

„So? Und weshalb soll sich denn der Forstmeister darüber ärgern, wenn Ihr ihm doch jeden Bock hinbringt?"

„Ach Gott, Emmachen", erwiderte der Alte in sichtlicher Verlegenheit, „das darf ich wirklich nicht sagen."

„Mir darfst du das nicht sagen? Ich bin doch lieber mir."

„Das schon ... aberst ... nei, fragen Sie lieber mich."

„Ludwig, ich habe dich drei Jahre gefüttert, als wenn ich dich heiraten wollte. Das wird sofort aufhören, wenn du nicht aufrichtig zu mir bist. Du kriegst keins deiner Lieberichte mehr, wenn du darauf noch sauren Kumst und Stint, und der Korn wird auch anders werden, weniger und dünner. Du nimm noch einen zum Abgewöhnen."

Der Alte hatte den Löffel weggelegt, um sich hinter dem Ohr zu kratzen. Emma sahte frisch nach. „Du kriegst zu jedem Frühstück und Vesper zwei von diesem Korn, wenn du mir die Wahrheit sagst. Versuch mal, wie der schmeckt."

Zögernd streckte Ludwig die Hand aus. „Er schmeckt schon ... aberst ... wenn der Herr das erfährt ..."

„Ich gebe dir die Hand darauf, daß er nichts erfährt ... mein Wort gebe ich dir. Nun trink mal aus, dann fassst du noch einen hinein."

Die Verlobung war ihm zu stark. „Na, denn will ich schon sagen, Emmachen. Wir haben mit dem Forstmeister gewettet, daß wir ihm drei Böcke wegholen, ohne daß wir dabei abgefaßt werde."

„Und um was geht denn die Wette?"

Diesmal stand auf dem Gesicht des Alten deutlich zu lesen, daß er es wirklich nicht wußte. Er zog die Schultern hoch. „Um ganz was Dolles, was sich gar nicht mit Geld abmachen läßt. Aberst das hat mir der Herr nicht gesagt."

„Das ist Euer ganzes Geheimnis?" erwiderte das junge Mädchen wegwerfend. „Das hätte mir auch der Onkel sagen können." Innerlich war Emma nicht so gleichgültig, und ihre Hand zitterte, als sie dem Alten den versprochenen Korn eingab, denn in ihr war ein heftiger Streit zwischen Pflicht und Neigung ausgebrochen ... Sie brauchte blos ihrem Bräutigam einen Wink zu geben, dann fahte er sicher den Onkel mit dem dritten Bock ab. Und weshalb sollte sie es nicht tun? Aus Dankbarkeit gegen den Onkel, der sich aus kleinlich egoistischen Gründen gegen ihre Heirat sträubte?

Eine dunkle Ahnung hing in ihr auf, als könnte diese merkwürdige Wette etwas mit ihrer Person und ihrer Zukunft zu tun haben. Aber wie? Lange sann sie hin und her, bis sie zu dem Entschluß kam, ihren Verlobten davon zu benachrichtigen.

In dem jungen Grünrock war bereits ein Verdacht gegen den Gutsbesitzer aufgestiegen. Er hatte am Morgen den Schuß gehört, kaum eine halbe Stunde später, nachdem er sich von Winchenbach getrennt, den er nachmals aus vollem Herzen um seine Zustimmung zu der Heirat oder wenigstens zu der Verlobung gebeten hatte. Sofort war er spornstreichs zurückgegangen, aber zu spät gekommen. Ohne Mühe hatte er den Anschuß gefunden und festgestellt, daß ein Reh auf der Wiese geschossen und bis zum Wege geschleppt worden war, wo ihm eine frische Wagenspur verriet, wie es weggeschafft worden war.

Jetzt brachte ihm das kurze Wiesichen seiner Vorbilder die Bestätigung seines Verdachtes. Um Vesperzeit schwang er sich auf sein Rad und fuhr bis an den Waldrand, wo er sich dem Gut gegenüber in den Grenzgraben auf die Lauer legte. Gewiß Ausdauer sollte auf eine harte Probe gestellt werden, denn Winchenbach hatte es mit dem dritten Bock gar nicht so eilig. Er hielt es für geraten, erst einige Zeit verstreichen zu lassen, bis die Aufregung unter den Grünröcken über die beiden Böcken sich etwas gelegt haben würde. Erst am dritten Tage fuhr er in den Wald, doch ohne Gewehr.

An der ersten Wiese traf er den Förster, der das Revier verwaltete, nahm ihn auf den Wagen und fuhr mit ihm das ganze Tal ab am sich, wie heute, zu überzeugen, ob nicht irgendwo die bessernde Hand angelegt wäre. Er fand auch einige Stellen, wo der Klee nicht aufgegangen war. Daß Heidenreich dem Wagen vorsichtig folgte, ahnte er nicht. Sein Verdacht ließ sich so leicht nicht einschläfern, obwohl er noch zweimal vergeblich hinter ihm herfuhr.

Der junge Grünrock war auch der Einzige, von dem Winchenbach etwas befürchtete. Um ganz sicher zu sein, teilte er seiner Nichte immer vorher mit, wenn er in den Wald spazieren fahren würde, und lud sie ein, mitzukommen. Wenn sie sich weigerte, konnte er doch nicht mit Sicherheit annehmen, daß der beiden Verliebten die Gelegenheit zu einem Stelldichein wohrnehmen würden.

„Heute wollen wir uns den Dritten holen", sagte er wohlgemut zu seinem alten Kutscher, als sie gegen Abend nach einem starken Gewitterregen wegfuhren. Das Wild war bereits auf die Lichtungen getreten. Hier und dort stand ein Sprung Rehe, auch ein ganz guter Bock war dabei, aber nicht der

Aus der Welt der Frau.

Der predigt von des Lebens Nichtigkeit und jener von des Lebens Wichtigkeit; höre beides wohl, merke Maß, und merke dir: Halb hats mit beiden seine Richtigkeit. Lodenstedt.

Die Liebe macht die Herzen weiter und offener für jede Pflicht. An Großmutlichkeit wird jede Seele reicher, wenn ihr die Liebe nicht gebricht. Schubert.

Erziehung zur Mütterlichkeit.

Eine Anregung, die auf ungemein fruchtbaren Boden zu fallen scheint, hat Frau Stabsarzt Hamburger gegeben. Sie ist Vorsitzende der „Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht E. V. Berlin-Grunewald". Sie veröffentlichte in den angesehensten Tageszeitungen nachstehenden Aufruf:

Offener Brief an deutsche Schulmädchen.

Meine lieben kleinen Freundinnen, ihr wollt doch alle so gern etwas fürs Vaterland tun! Aber die Schule nimmt so viel Zeit, und dann kommt noch die Klavierstunde und Turnen und die Freundinnen und das Haus, der Aufsatz, das Extemporale, da wird es selbst Abend und vielleicht ist man höchstens zu einem Feldpostpäckchen gekommen.

Nun könntet ihr ohne Zeitverbrauch und ohne Geldausgaben viel tun und Wichtiges, und noch dazu etwas Schönes, so was, was Jungens nie können und Männer erst recht nicht, nicht mal die Soldaten, die doch sonst alles können.

Nun hört mal einen Augenblick zu.

Wer ist jetzt wohl am nötigsten im Vaterland? Die Soldaten natürlich. Denn wenn sie nicht solche Helden wären, da wären längst die Russen hier, und da sähe keine von euch so friedlich in ihrer Kinderstube.

Aber wer ist ebenso nötig? Die kleinen Leute, die ihr ganz besonders liebt, weil sie so pfiffig und niedlich sind, und weil doch noch alles ganz märchenhaft verschlossen in ihnen liegt wie in einer Rosenknospe: die ganz, ganz kleinen Kinder. Und zwar nicht eins, nicht euer Brüderchen oder euer Schwesterchen allein, sondern alle, alle, die jetzt zur Welt kommen. Denn aus ihnen soll sich das neue Vaterland neu aufbauen. Wenn wir die kleinen Kinder nicht hätten, dann müßte Deutschland untergehen, auch wenn es noch so tapfer kämpfen dürfte. Denn ihr wißt, daß allzu viele blühende junge Männer jetzt sterben, damit das Vaterland leben, und daß das Land doch nur leben kann, wenn es von vielen Menschen bebaut, gepflegt und verteidigt wird.

Nun denkt aber mal, wie das ist, wenn so ein kleines Kind in der Wiege liegt und der Vater ist im Felde, oder er liegt im Lazarett, oder er ist schon gefallen und kann ihm nichts zum Anziehen kaufen!

Und die Mutter muß Geld verdienen, muß nähen oder waschen gehen oder ist auch krank, und alles ist doch jetzt so teuer, daß sie nichts mehr übrig behält, wenn sie mir ihre großen Kinder satt werden soll. Das Reich, die Stadt und die Vereine, alles versucht ihr zu helfen, aber das ist alles nicht genug; es gibt eben zu viele!

Da weint sie und weiß nicht, was sie tun soll, und das kleine Kind in der Wiege, das mal ein starker Mann oder eine tapfere Frau werden soll, erstickt bei so vielen Tränen fast, weil es nichts Ordentliches zum Anziehen hat.

Und so etwas Trauriges kommt jetzt alle Tage vor. Da dachte ich mir, ihr könnt doch helfen!

Ihr gebt zu euer Handarbeitsfleberein und bitte: wir wollen mal jetzt keine Handarbeiten machen, nicht mal Soldatenstrümpfe stricken, sondern wir wollen jetzt Kinderhemdchen und -jäckchen nähen und Windeln und diese Barchentsteckchen zusammenbinden und zunähen. Und jede von euch bittet sich von der Mutter oder Tante oder Großmutter etwas Stoff dazu aus. Es kann sogar alter Stoff sein, denn so ein Wickelkind ist so zart, daß das alte, weiche Leinen ihm ganz besonders wohl tut.

Ihr könnt euch gar nicht denken, was das für Spaß macht, so was zu nähen, noch viel mehr als für die Puppen, denn so ein Wickelkind kann doch richtig strampeln und richtig trinken und wenn's ein Viertelfuder alt ist, kann's sogar schon lachen.

Und denkt nicht, daß ihr damit wenig tut, wenn jede von euch drei Jäckchen, drei Hemdchen, drei Barchentsteckchen und sechs Windeln näht, so daß sie einem Säugling das Nötigste geschenkt und hat mitgeholfen, das Vaterland zu schützen, so gut wie ein richtiger Soldat.

Schreibt mir eine Postkarte, was ihr dazu meint, und wer mit seiner Arbeit fertig ist, schreibt mir das Losungswort: „fertig" und seine genaue Adresse dazu. Dann schreibe ich sofort die Adresse von neuesten Wickelkind, damit ihr die Pakete selbst abschicken könnt.

Denn täglich werden mir viele neue Kinder angemeldet, deren Mütter ich kenne, und von denen ich persönlich weiß, wie traurig es ihnen geht. Denn es gibt hier eine deutsche Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht. Der gehöre ich auch an, und wir sind dazu da, daß wir uns diese Worte erschlagen, nämlich den Müttern und den Kindern ihr Recht zukommen zu lassen.

Und dabei sollt ihr helfen.

Wenn ihr mir erst geschrieben habt, und jede von euch ihren Vorsatzmalling beschickt hat, da schreibe ich euch wieder noch mehr von solchen Sachen und freue mich darauf, was wir noch alles zusammen unterstehen werden.

Oh ihr in der letzten oder in der ersten Klasse oder dazwischen seid, das ist mir natürlich ganz gleich und kein Wickelkind ist recht — wenn ihr ihm nur helft, ihm und dadurch unserem großen schönen Vaterlande!

Viele Grüße inzwischen. Eure neue Tante

Frau Stabsarzt Hamburger
Berlin NW., Hindenstraße 27.

Frau Dr. Hamburger hat schon zahlreiche Zuschriften erhalten. Sowohl sie selbst, wie auch die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19160109017/fragment/page=0002